Oesterreichische medicinische Wochenschrift.

(Ergänzungsblatt der medicin. Jahrbücher des k. k. österr. Staates.)

Herausgeber: Dr. J. N. Ritter v. Raimann. — Hauptredacteur: Dr. A. Edler v. Rosas.

No. 28. **Wien, den 11. Juli.** **1846.**

1.

Original-Mittheilungen.

Marienbad; einige weniger bekannte Bedingungen seines Rufes.

Vom Dr. C. J. Heidler, Badearzte daselbst.

Die nachstehenden, weniger bekannten Bedingungen des bisherigen Rufes von Marienbad gehören zugleich zu den wichtigsten Fundamenten seines künftigen Bestandes. Eine dieser Bedingungen liegt in den natürlichen Gesetzen der Erkrankung und Genesung unsers Organismus. Eine andere ist die medicinische und chemische Eigenthümlichkeit des Kreuzbrunnens, als des bisherigen Hauptmittels dieses Curortes. Eine dritte birgt — für die nächste Zukunft wenigstens — der Geist der sich entwickelnden Pathologie.

Es folgen über jede dieser drei Bedingungen, als jene gleichzeitigen Fundamente, einige Worte.

a) Die erste dieser Bedingungen haben wir in den Gesetzen der Entstehung und Heilung des allgemeinsten Kränklichkeits- und Krankheitszustandes unsers Geschlechtes aufzusuchen. Dieser Krankheitszustand war zum erstenmale in einer der nutzreichsten deutschen Schriften der medicinischen Neuzeit als „krankhafte Venosität" bezeichnet worden (Puchelts Venensystem u. s. w. 2. Aufl. 2 Bde. Leipz. 1843 und 1844). Der verdienstvolle Kreysig hatte diese Bezeichnung vorbereitet. Die französischen und englischen Collegen ignoriren bis heute fast gänzlich den eigentlichen Gegenstand dieses Namens. Sydenham hat ihn noch als Scorbut beschrieben, und vor und nach ihm haben die Ärzte wie die Laien jedes Alters, beider Geschlechter, aller Stände, aller Länder die gewöhnlichste Form der Naturhülfe zur palliativen unmittelbaren Ausgleichung dieses Zustandes Hämorrhoiden (goldene Ader) genannt. Es ist dasjenige pathologisch-therapeutische Wesen oder eigentlich diejenige Krankheit, in ihrem naturgemässen doppelten Sinne als Störung und Heilbestrebung zugleich, diejenige gemeinsame, grundursächliche Wurzel dessen, was in allen Brunnenschriften mehr und weniger zahlreich als wesentlich verschiedene Krankheiten aufgezählt ist. — „Keine Hämorrhoiden mehr!" — nach diesem Begriffe beurtheilt, war in einer grossen Übereilung gedruckt. —

Wären in den Brunnenschriften jene zahlreichen Krankheiten *sui generis* als die Verwechslung der Krankheits-Varietäten, Species, und der Symptome mit der Krankheit, oder der Erscheinungen mit der Sache, wirklich ein wesentlicher Fehler im pathologischen Theile derselben, so würden mit ihnen diesen möglichen Fehler alle unsere Lehrbücher über die sogenannten „chronischen Krankheiten" theilen.

Was aber die berührte Häufigkeit jener nachweisbaren Hauptquelle menschlicher Gesundheitsstörungen betrifft, so besteht sie, nach einer mündlichen Versicherung des berühmten Reisenden, v. Martius, an den feucht-schwülen Ufern

des Amazonenstromes ebenso, wie allbekannter Massen an den trocken-kalten der Newa und an den andersartigen der Themse, der Seine, der Spree, der Donau u. s. w.

Man nimmt an, die äusseren oder Gelegenheitsursachen der krankhaft gesteigerten und dann sicherlich auch qualitativ nicht ganz unveränderten „Venosität," von der Bauchhöhle ausgehend, seien die nachstehenden: Mangel an körperlicher Bewegung in freier Luft und am Genusse des gewöhnlichen frischen Wassers, übernährende Kost und geistige Getränke, anstrengende Kopfarbeit, Vernachlässigung der täglichen Stuhlentleerung, Unterdrückung gewohnter Blutentleerungen u. dgl. Diese Annahme ist eine wahre.

Man nimmt aber nicht gar selten auch an, die bezeichnete Grundkrankheit und deren zahlreiche sympathischen und idiopathischen blossen Folgenübel der Systeme und Organe, als unter einander bloss formell verschieden, nach Art und Ort, können e b e n s o „schnell, angenehm und sicher" wie an den se- und excernirenden (sonst auflösenden) Heilquellen gewisser Curorte gebessert und gründlich geheilt werden: durch viele körperliche Bewegung und Luftgenuss allein, durch Wenig- oder Mageressen, oder durch vieles Wassertrinken allein, durch Reisen und Zerstreuung, durch Abführmittel und Blutentziehungen u. dgl. Diese Annahme ist eine irrige. Alle älteren Brunnenärzte werden sich zum genügenden Beweise davon für sich und Andere an ihre zahlreichen Clienten erinnern, welche dieses alles, freilich sehr oft nur vereinzelt, gethan haben, wohl auch selbst im Übermaasse gethan haben, ohne die Entwicklung jener Krankheit verhüten oder die entwickelte wieder beseitigen zu können.

Was aber hier, gelegenheitlich, das heilvolle kalte Wasser der Stadtbrunnen und Waldbäche ganz insbesondere betrifft, so war z. B. auch im heurigen Sommer mein vorletzter brunnenärztlicher Client ein russischer Edelmann, der unmittelbar vor seiner Ankunft in Marienbad, zehn Monate hinter einander alltäglich, Winter und Sommer, wenigstens zwanzig grosse Gläser frischen Wassers getrunken hatte, und zwar in Gräfenberg selbst und unter des achtbaren Priessnitz eigener, unmittelbarster Leitung. Auch hatte dieser venös Gebliebene eine bedeutende Menge Holz gespaltet und dabei mit vortrefflichem Appetit gar Vielerlei gegessen, was man auch anderwärts isst.

Es sind hier keineswegs mehrere Kranke vergessen, welche aus meiner eigenen mehrwöchentlichen Leitung von Marienbad aus auf dem kürzesten Wege nach Gräfenberg gingen. Auch sind hiebei nicht vergessen die gegründeten, wahren Lobsprüche einer noch grösseren Anzahl Anderer über diese dynamisch-therapeutische Courierpeitsche für die Trägheit oder den Eigensinn der uralten „*Autocratia Naturae*," als welche die „Kaltwasser-Heilanstalten" sach- und naturgemäss angesehen werden müssen.

Im Vorbeigehen sei hier ein wenig auch der Länge dieser Peitsche gedacht: von wenigstens mehreren Monaten bis in die Jahre, sogleich an den Waldbächen selbst und dann zu Hause noch fort; — wie lang, kann man nicht wissen!

Was aber die zahlreichen Lobredner dieses therapeutischen Gewaltmittels, wenigstens die obengenannten befugten und wahren unter ihnen, nebenseitig ebenfalls bedenken sollten, ist ein gewisser Umstand in Beziehung auf die gewöhnliche Dauer des Gebrauches der Mineralwässer in den Curorten, und auf die berührte jener nutzreichen Waldbäche. Dieser Umstand sollte um so weniger übersehen werden, da er zugleich zwei allbekannte hundertjährige Thatsachen einschliesst. Man kann kaum zweifeln, dass auch sie auf einer gewissen Wahrheit beruhen müssen. Die eine dieser Thatsachen ist die, dass die Practiker ihre langwierigsten, hartnäckigsten und in aller Art fatalsten Kranken gewöhnlich mit der ausdrücklichen Weisung an die Heilquellen senden: über sechs bis acht Wochen höchstens sich daselbst nicht halten zu lassen, und dann die Nachwirkung in der Heimat ruhig abzuwarten, oder, wo möglich zu reisen.

Die andere eben so lang und allgemein bekannte Thatsache aber ist die, dass diese Kranken, sogar auch in der „Geschichte der Brunnencuren," ein Recht zu finden glauben, ihre Besserung wenigstens schon von der ersten Woche ab zu empfinden und im Spiegel auf ihrem Gesichte zu lesen; ferner von ihren täglichen vier bis acht (sechsunzigen) Bechern Kreuzbrunnens, Sprudels, Franzensquelle, Ragozzi u. s. w. im Magen und wo immer eben so wenig belästigt zu werden, als von ihren drei Tassen Caffee des Morgens und ihren sechs Schüsseln an der *Table d'hôte* des Mittags.

Die vorhergehende erste von den weniger bekannten Bedingungen und Grundlagen des Rufes von Marienbad, nämlich die grosse Allgemeinheit

der krankhaften Venosität, aus Digestions- und Pfortader - Störungen sich entwickelnd, findet in der nachstehenden zweiten eigentlich erst ihre Erklärung.

Es waren als dieses zweite Fundament oben angedeutet:

b) Die Eigenthümlichkeiten des Kreuzbrunnens. Diese bestehen in einigen weniger bekannten therapeutischen Nebeneigenschaften dieser Heilquelle *). Sie sind durch deren glückliche chemische Zusammensetzung bedingt. Sie sind zugleich die oberste unter den Eigenthümlichkeiten von Marienbad überhaupt, welche dieser Curort unter Seinesgleichen vielleicht besitzen dürfte.

Es gehört hieher zunächst 1) die grosse Allgemeinheit der Anwendbarkeit des Kreuzbrunnens. Kinder und Greise, Schwangere, Schlagflüssige, Reconvalescenten aus schweren Krankheiten können ihn unter geringen Vorsichten selbst an der Quelle gebrauchen; die meisten sympathischen oder consensuellen Kopf-, Hals- und Brustleiden erlauben ihn; fast jeder Grad von bloss gesteigerter Empfindlichkeit und Congestion des Magens der Gedärme und übrigen Baucheingeweide ertragen ihn für gewöhnlich ohne Anstand. — Viele Kranke haben ihn auf den Rath ihrer Ärzte sogar den ganzen Winter hindurch, und auch länger, schon im versendeten Zustande, ohne alle schwächende Einwirkung und mit immer neuem Wohlbehagen getrunken.

Die andere hergehörige Nebeneigenschaft des Kreuzbrunnens ist 2) die: in derjenigen Menge **), welche für die Verdauungskräfte der allermeisten Kranken gerade die angemessene ist, für den unmittelbaren Zweck seines Gebrauches ***), bei den allermeisten gerade auch genügend zu sein. Es ist diejenige Eigenschaft dieses Mineralwassers, den Allermeisten schon durch den berührten leicht fasslichen Beweis der Empfindung und des Augenscheines

*) Bei ihrer allbekannten Haupteigenschaft, ein erprobtes wirksames Mittel zu sein, zur radicalen Heilung oder Besserung der venösen Unterleibsvollblütigkeit und deren zahllos vairirten näheren und entfernteren Folgen; hauptsächlich durch critische Se- und Excretionen im Leber-, Darm- und Harnsystem.

**) Vier bis 8 Gläser zu 5 bis 7 Unzen.

***) Einige tägliche critische Stuhlausleerungen.

sehr bald als das erwünschte Heilmittel sich zu erklären; gleich an der Eingangs- und an der Ausgangsthüre des interessanten Processes seiner heilthätigen Einwirkung auf den critischen Apparat des reproductiven Systemes im menschlichen Körper. Interessant aber ist dieser Process insbesondere durch die kaum begreifliche Schnelligkeit seines Verlaufes, inmitten zwischen der Resorption und der critischen Se- und Excretion.

Dieses alles heisst mit andern Worten: die allermeisten Kranken beobachten sehr bald, bisweilen selbst schon am ersten Tage des Gebrauches des Kreuzbrunnens, eine Steigerung der Esslust und ein gewisses epigastrisches Wohlbehagen, und eine oder einige Stuhlentleerungen von besonderer Art. Diese erfolgen in der Regel schon während des Trinkens oder doch bald nachher. Von besonderer Art, heisst: nach Menge, Consistenz, Geruch und sonstiger Beschaffenheit verschieden von den gewöhnlichen Darmausleerungen Gesunder, und von denen nach Abführmitteln bei Kranken. Diese Darmexcremente sind in der Mehrzahl der Fälle: eine mehr und weniger grüne oder schwarze, dünnbreiige Substanz von meist schwefelichem oder andersartig eigenthümlichem Geruche, welcher mit dem der gewöhnlichen Excremente Gesunder nichts gemein hat. Ein Schleimglanz bedeckt für gewöhnlich ihre Oberfläche.

Ob diese ungewöhnliche Beschaffenheit auch eine ungewöhnliche, pathologische und therapeutische, critische Bedeutung haben könne oder müsse, wie Einige glauben, und Andere nicht glauben, soll ehestens wo anders ausführlicher zur Sprache gebracht werden.

Mit den vorhergehenden beiden Fundamenten des Rufes und der Fortdauer Mariensbad's, hängt innig auch

c) Das dritte zusammen. Seine Beziehung zu der wahren Zukunft der pathologischen Wissenschaft war oben schon berührt. Es ist dieses Fundament die kommende allgemeinere Anerkennung, Würdigung und Ausbeutung des ersten von den paar einfachen ewigen Heilgesetzen der Natur zur grundursächlichen Heilung tieferer, wesentlicherer Gesundheitsstörungen, acuter und chronischer Art. Es ist das „se- und excernirende Heilgesetz," das Naturgesetz im thierischen Organismus: durch veränderte Se- und Excretionen, nach Art und Menge, das Wesen der Krankheiten auszugleichen. Es ist dasselbe Heilgesetz, dessen naturgemässeste practische Würdigung un-

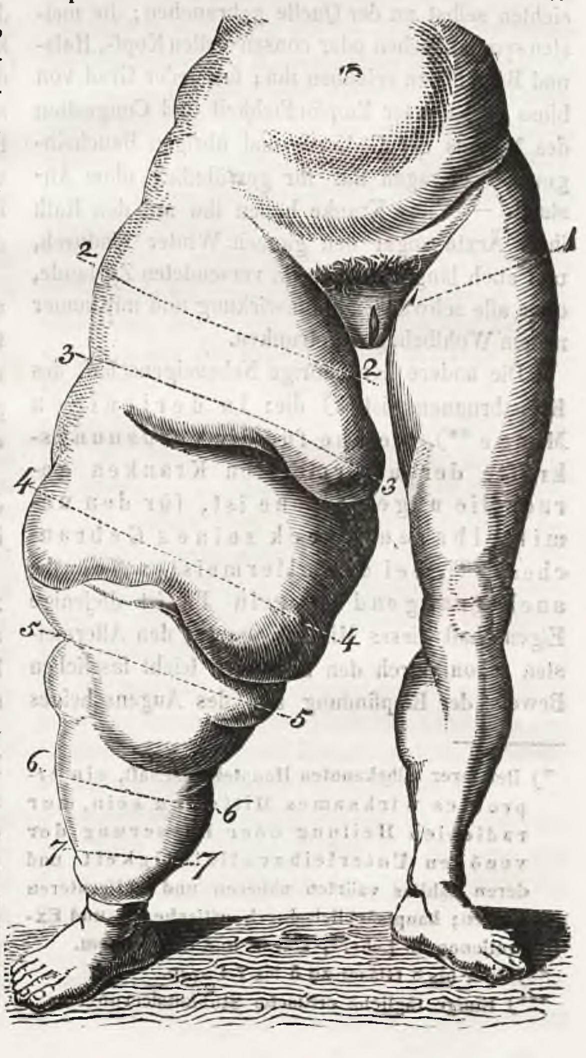
ter den unsterblichen Verdiensten des Hippocrates, das unsterblichste ist und bleiben wird. Es ist somit jenes dritte und letzte Fundament die „neuwissenschaftlich zu begründende Humoralpathologie;" als unsere nächstkünftige, allgemeine.

Ein Aufsatz in den österr. Jahrb. 1845: »Die pathologische Chemie, als Hülfswissenschaft des Krankenbettes" hat sich erlaubt, darauf aufmerksam zu machen, dass diese nächstkünftige Humoralpathologie, als die beabsichtigte chemische, schwerlich auch die mögliche sein dürfte.

Fall von einer enormen Zellgewebs-Hypertrophie der rechten untern Extremität.

Mitgetheilt vom Med. Dr. Ulrich, Badearzt und Director des Civilbadhospitales zu Teplitz in Böhmen.

Ch. F. K., aus Sachsen gebürtig, 35 Jahre alt, von kräftiger Constitution, und frei von dyscrasischen Leiden aller Art, litt doch schon als Mädchen von 18 Jahren an häufig wiederkehrendem Ödem der Füsse, welches endlich nur durch Schnürstrümpfe beschränkt wurde. Drei in wenigen Jahren erfolgte Schwangerschaften vermehrten das bereits vorhandene Übel, aber doch beschränkte sich damals das Ödem auf die Unterschenkel, hatte beide Füsse gleich ergriffen, und die K. war nicht verhindert, als Magd in Bauernwirthschaften und dann als Kindsfrau fortzudienen. Im April 1839 überstand sie im dritten Monate der Schwangerschaft den Typhus, in dessen Reconvalescenz sich der Beschreibung nach eine Ischias des rechten Beins entwickelte, deren heftige Schmerzen, unter immer zunehmender Anschwellung des ganzen Beins, sich allmälig verloren. Nach und nach lernte sie trotz der ungeheuern Anschwellung wieder laufen, bis sie August desselben Jahres in das Gemeindehaus zu K. als hochschwanger und unfähig, ihren Unterhalt zu verdienen, unterbracht wurde, wo sie der dortige menschenfreundliche und allgemein geschätzte Bezirksarzt, Herr Dr. Ettmüller aus Freiberg, bei einer Revision als hülflos antraf, und ihr unter den dürftigen Verhältnissen einer Communalversorgung möglichste Erleichterung verschaffte, wobei er um so mehr nach der Entbindung Abnahme des enormen Schenkels hoffte, als am Unterschenkel einige Stellen aufgebrochen waren und reichlich Wasser entleerten. Allein nach der Entbindung und dem bald erfolgten Tode des neugebornen Kindes suchte die K., zufrieden mit der durch das Wochenbett und die örtliche Wasserentleerung gewonnenen Verminderung des Beins und mit der, durch die ihr zum Einwickeln gegebenen Binden bewirkten Erleichterung, durch Dienste als Kindsfrau ihr Fortkommen. Im Jahre 1840 besuchte sie den oben erwähnten Dr. Ettmüller in Freiberg mit der Klage, dass ihr Bein den frühern Umfang wieder erreicht und ihre Periode sich nicht wieder eingestellt habe. Das Unvermögen derselben kennend, suchte Dr. Ettmüller sie in einer öffentlichen Heilanstalt in Dresden zu unterbringen, und im Jahre 1841 kam sie auf Anrathen des rühmlichst bekannten Geheimen Medicinalrathes und königlich Sächsischen Leibarztes, Herrn Dr. Ritter von Ammon, nach Teplitz, wo ich sie in dem unter meiner Leitung stehenden Civilbadhospitale für in- und ausländische arme Kranke



aufgenommen habe. Sie hatte über nichts zu klagen, Schlaf, Appetit, Ernährung waren gut, alle natürlichen Functionen in Ordnung, der Fuss von der Monstrosität, wie sie auf der gelieferten Zeichnung zu sehen ist, die Patella konnte kaum gefühlt werden, die Geschwulst selbst war fest.

Das dreimonatliche Baden hatte keine andere Wirkung hervorgebracht, als dass die Geschwulst am Knie, besonders im Kniebuge, weicher, das Gehen daher leichter wurde. Pat. nahm keine Medicamente, da ich bloss die Wirkung des Bades von 39½ Grad Reaumur sehen wollte. Auf persönliche Aufforderung mehrerer in- und ausländischer Ärzte, welche die Patientin sahen, liess ich den Fuss abzeichnen, und nahm die Messungen vor, die ich hier mittheile.

1) Circumferenz des linken Beins, von der Scham nach der Leistengegend hin, gegen die Mitte des Darmbeins und wieder gegen die Scham zurück = 21 Zoll.
2) Circumferenz des rechten (kranken) Beins an derselben Stelle = 28 Zoll.
3) Peripherie des ersten Absatzes = 35¼ Zoll.
4) Peripherie des zweiten Absatzes = 38 Zoll.
5) Peripherie des Kniegelenkes = 27½ Zoll.
6) Umfang der Wade = 23¼ Zoll.
7) Umfang etwa drei Zoll über den beiden Knöcheln = 17 Zoll.

Auf mein Zureden kam die Patientin im Jahre 1842, 1843 und 1844 wieder, gebrauchte stets durch mehrere Monate das ganz heisse Stadtbad, und die Geschwulst wurde allmälig weicher und kleiner.

Im darauffolgenden Jahre 1845 kam sie nicht mehr, und ich erfuhr vor kurzem, dass das ganze Bein noch bedeutend dünner geworden sei und die Pat. sich durch ihre gewohnte frühere Beschäftigung ihren Lebensunterhalt verschaffe.

2.

Auszüge aus in- und ausländischen Zeitschriften und fremden Werken.

A. Medicinische Geographie.

Der Cak in Sennaar. Mitgetheilt vom Prof. Dr. Heusinger. — Brocchi, der nach 1½jährigem Aufenthalte in dem genannten Lande im Jahre 1826 dem Clima unterlag, liefert nebst vielen Bemerkungen über dort vorkommende Krankheiten, z. B. über den Halag, von dem es unentschieden, ob er ein Leproid oder Syphiloid sei, eine obwohl kurze Beschreibung des „Cak", einer epidemischen, wahrscheinlich dem Maispellagra etc. zu vergleichenden Krankheit. Im Jahre 1816—17 erschien in Sennaar eine Hautkrankheit, die man »Cak« nannte, in der sich die ganze Haut excoriirte, die Nägel und die Haare ausfielen, der Kopf dick wurde und der Kranke alle Besinnung verlor. Die Crisis bestand in einem Blutflusse aus Nase und Mund, besonders drei Tage; wenn die Crise eintrat, genas der Kranke. Viele starben daran; das Jahr der Epidemie ist Epoche machend. — Das Jahr der Krankheit, — das des allgemeinen Erkrankens der vegetabilischen und thierischen Natur in Europa und Asien — ist hier nach H. besonders bemerkenswerth; einige Symptome gleichen denen des Maispellagra in Columbien; auch verdient die Bezeichnung als excoriirende Hautkrankheit Beachtung. — Brocchi macht folgende Bemerkungen über das Clima und die Getreidekrankheiten Sennaar's. Der äusserst fette Thonboden ist 8 Monate lang dürr, ausgetrocknet und vegetationsleer. In der Zeit wird das Getreide gesäet. Während der Regenzeit — vom Juli bis September — wird Sennaar ein Schlammsumpf. Von da bis zum Januar ist die Luft so mit Dünsten gefüllt, dass trotz hoher Temperatur und glühender Sonnenstrahlen der feuchte Thon in mehreren Tagen nicht austrocknet. Das Regenwasser der Gruben und Lacken bedeckt sich mit grünen Cryptogamen, jeder Gegenstand mit Schimmel. Das schnell wachsende und erblühende Getreide reift viel langsamer als in Italien, wodurch alle Bedingungen zu Getreidekrankheiten gegeben sind. Namentlich ist die Durra (*Holcus*), die vorzüglich gebaute Getreidesorte, einer Krankheit unterworfen, die jener gleicht, wodurch Weizen und Roggen zu Mutterkorn werden. Das Korn verlängert sich nämlich, wird kegelförmig, und ist voll eines schwarzen Pulvers. Letzterer Äusserung gemäss scheint B. wohl die Getreidekrankheiten nicht zu kennen; doch ergibt sich aus anderen Äusserungen B.'s, dass die fragliche Krankheit der Durra häufiger ist, und nothwendig auf die Einwohner von Sennaar wirken muss. — Dass die Krankheit der Durra, wie die Krankheiten aller Getreidearten in einzelnen Jahren, im Jahre 1817 häufiger und bösartiger war, lässt

sich nach dem Character dieses Jahres vermuthen. (*Janus. 1846. I. Bd. 2. Heft.*) *Blodig.*

B. Organische Chemie.

Fälle von Oxalurie. Von G. Shearman. — Verf. veröffentlicht zur Erweiterung der pathologischen Kenntnisse über diesen Krankheitszustand mehrere Fälle. Der erste betraf einen jungen Mann von sitzender Lebensweise, welcher über ausserordentliche Schwäche und Erschöpfung selbst nach leichten Anstrengungen, Verlust des Appetits, Gefühl von Druck und Blähungen in der Gegend des Magens und der Gedärme, Schwindel und Eingenommenheit des Kopfes, besonders nach dem Genusse von Nahrung und saures Aufstossen klagte; die Zunge war gefurcht, in der Mitte weiss belegt mit rothen Rändern; der Puls schwach, der Harn nach dem Mahle und bis Abend bernsteinfärbig, zeigte ein specifisches Gewicht von 1,001, einen leichten Satz von harnsaurem Ammoniak und keine Oxalate; Morgens hatte er die gleiche Farbe, ein specifisches Gewicht von 1,023 — 1,035, sehr viele grosse Crystalle von oxalsaurem Kalk ohne harnsaures Ammoniak. Ungeachtet Verf. die krankhafte Verdauung durch leicht alterirende, eröffnende und tonische Mittel mit einer leicht verdaulichen animalischen Diät zu verbessern strebte, so dauerte doch die Ablagerung von oxalsaurem Kalk in dem früh gelassenen Harne sammt der Schwäche fort; die übrigen Symptome besserten sich. Zu bemerken ist hier, dass der oxalsaure Kalk sich in dem Morgens gelassenen Harne zeigte, während er in den andern Fällen in dem nach der Verdauung gelassenen häufiger aufzutreten pflegt. — Ein Mann, welcher sehr regelmässig lebte, wurde von niederdrückenden Gemüthsaffecten getroffen, und verfiel desshalb in die äusserste Schwäche. Bald darauf litt er an einer Entzündung des linken Hodens. Diese besserte sich zwar etwas, doch zeigte sich der Harn bei der Untersuchung beständig alcalinisch, von specifischem Gewichte 1,030 mit bedeutendem Niederschlage aus Trippelphosphat von Ammonium und Magnesia. Trotz der Fortdauer der Hodenentzündung wurde Pat. in der Diät nicht zu sehr beschränkt, was auch in einem später eingetretenen catarrhalischen Zustande beobachtet wurde. Schwäche und Unruhe nahmen jedoch immer zu. Er fühlte nicht lange darauf Schmerz und Anschwellung des rechten Testikels, Unbehaglichkeit in der Nierengegend, Schmerz über dem Becken beim Aufstehen und Gehen, hatte Appetitlosigkeit, schwachen Puls; der Harn zeigte Abends ein specifisches Gewicht von 1,030 — 1,035 mit häufigem Niederschlage von oxalsaurem Kalke und einer grossen Menge Harnstoff; Morgens war das specifische Gewicht 1,025 und sehr wenig oxalsaurer Kalk. In diesem Falle scheint eine grosse Quantität der oxalsauren Kalkcrystalle in den Nieren gebildet worden zu sein; der Durchgang derselben durch die Uretheren veranlasste jenen Schmerz über dem Becken und Irritation beider Hoden. Dem Kranken wurde eine animalische Diät mit etwas Branntwein und Wasser angeordnet, der Genuss von Zucker, Butter und allem, was die Bildung des oxalsauren Kalkes befördern könnte, untersagt, und kleine Dosen von *Hydrarg. c. creta et rheo, Acidum nitro - muriat.* in einem *Infusum serpentariae* und *aurant.* verabreicht. Der Erfolg dieser Behandlung war befriedigend. — Eine 53jährige Frau, welche angeblich an Scirrhus des Pylorus litt, klagte über Schwäche, Appetitlosigkeit, Schmerzgefühl und Blähungsbeschwerden nach dem Genusse von Nahrung; die Zunge war weiss belegt mit rothen Rändern, der Puls häufig und schwach; der Harn zeigte Abends Bernsteinfarbe, specifisches Gewicht von 1,026, häufige oxalsaure Kalkcrystalle mit mässiger Quantität Harnstoff, weder Eiweiss noch Zucker. Eine reizlose Diät, leichte Alterantia, alcalinische eröffnende Mittel mit *Acidum hydrocyan.*, und nachdem die Zunge rein war, leichte Tonica führten eine Besserung des Zustandes herbei; die Ablagerung der Oxalate nahm etwas ab, hörte jedoch nicht auf. (*Lond. Med. Gaz. March. 1846.*) *Meyr.*

Krankhaftes Vorkommen von oxalsaurem Kalke im Harne. Von H. Stellard. — I. Fall. Ein 53jähriger Mann von kleinem, doch ziemlich festem Körperbau, der beständig in freier Luft beschäftigt war, klagte früher über Athmungsbeschwerden und Blähungen, und obwohl sein Appetit wie gewöhnlich gut war, so wurde er doch bedeutend mager. Endlich stellte sich grosse Schwäche mit Reizung der Harnorgane ein, welche durch eine längere Harnverhaltung hervorgerufen wurde. Er hatte ein Gefühl von Schwere am Blasenhalse, und als Reaction eintrat, wurde der Puls beschleunigt, und die Blase konnte nicht die geringste Menge Harn zurückhalten. Der Harn war dick und setzte viel harnsaures Ammoniak ab; er zeigte bedeutendes specifisches Gewicht; die Harnentleerung verursachte grossen Schmerz; der Schmerz am Blasenhalse erstreckte sich nach dem Verlaufe der Urethra bis zur Eichel. Der Zustand wurde als eine Entzündung des Blasenhalses, der Samenbläschen u. s. w. mit Blutegeln an das Peritonäum, Calomel und Opium behandelt; der Kranke musste eine vegetabilische Diät beobachten; doch liessen die Symptome nur wenig nach. Die einige Zeit hindurch fortgesetzte Behandlung mit Opium nebst zeitweise gereichten purgirenden Mixturen führte eine Verbesserung seines Zustandes herbei; trotzdem trat das Bedürfniss der Harnentleerung noch sehr häufig und zwar mit Schmerz bei der jedesmalgen Entleerung ein; der Appetit war gut, doch häufiges Aufstossen, besonders nach dem Genusse von Mehlspeisen, belästigte den Kranken. Der Harn zeigte nach genau gepflogener Untersuchung eine grosse Menge Crystalle von Traubenzucker mit bedeutender Quantität der gewöhnlichen in demselben vorkommenden Bestandtheile. Die Behandlung wurde nun derart geändert, dass statt der bisherigen vegetabilischen Nahrung Fleischdiät mit etwas gutem bittern Biere und etwas Blaumenkohl ge-

reicht wurde; dem Patienten wurde das Tabakrauchen gänzlich untersagt, doch das Ausgehen gestattet. Einige Zeit hindurch, während welcher der Harn täglich genau untersucht wurde, stellte sich keine Veränderung in den Symptomen heraus. Der Genuss von Caffee und Milch verursachte ihm Blähungen und Vermehrung des specifischen Gewichtes des Harns. Auf Anrathen eines andern Arztes, welcher oxalsauren Kalk und Zucker im Harne vermuthete, und diesen Fall für Gicht hielt, wurde die vorige Diät beibehalten, zum Getränke jedoch statt Bier etwas Branntwein mit Wasser verordnet, und essigsaures Extract von Colchicum mit calcinirter Magnesia verordnet. Der Zustand besserte sich. Oxalsaurer Kalk zeigte sich bei der microscopischen Untersuchung im Harne nur nach vorausgegangener fehlerhafter Diät oder Verkühlung. — Verf. ist der Ansicht, dass die Veränderung der Beschaffenheit des Harns von einer gichtischen Anlage herrührte. Crystalle von oxalsaurem Kalke fand er jederzeit, wenn die Harnsecretion sparsam, hochgefärbt und trübe war. Zur Zeit der Verdauung war das specifische Gewicht vermehrt, was den innigen Reflex zwischen dem Magen und den Nieren beweist. — II. Fall. Ein 37jähriger Mann litt öfters an Anfällen von chronischem Rheuma, und seit langer Zeit an einer besonderen Reizbarkeit der Harnblase mit Unvermögen, viel Harn zurückzuhalten und Schmerz bei der Entleerung desselben. Bei der Untersuchung ergab sich ein schneidender Schmerz nach dem Laufe der Urethra, der Morgens bei der ersten Harnentleerung am stärksten war. Die Menge des Harns war vermindert, und er wurde in einem sehr dünnen Strahle entleert. Er zeigte sich trübe, sauer reagirend, bildete mit Salpetersäure einen Niederschlag von salpetersaurem Harnstoff, und die microscopische Untersuchung wies oxalsauren Kalk mit vielem Epithelium und einer Menge organischer Kügelchen nach. Bisweilen zeigte er sich klar und neutral. Der Gebrauch eines warmen Bades zweimal in der Woche, innerlich verdünnte Salpeter- und Salzsäure tropfenweise zum Getränke und Pillen aus Hydrargyrum, *Extr. colocynth. comp.* und *Extr. hyoscyami* führten eine unbedeutende Besserung der Erscheinungen herbei. Die Diät bestand in Fleisch mit Kohl. Die Anwendung des Catheters steigerte den Schmerz. Als diese wieder unterblieb und ein *Infusum diosmae* verabreicht wurde, besserte sich der Zustand. In dem Verhältnisse, als der oxalsaure Kalk verschwand, stieg die Quantität des Harns, das specifische Gewicht wurde geringer und die Reizung der Harnorgane verminderte sich. — III. Fall. Ein starker Mann von 50 Jahren war früher mit harnsaurer Steindiathese behaftet, und litt zu derselben Zeit an bedeutender Dyspepsie. Diese Anfälle waren sehr häufig. Die Behandlung mit purgirenden, alterirenden Mitteln und mit Alcalien, sobald sich harnsaurer Sand im Urine zeigte, hatte keinen Erfolg. Der Harn zeigte bei später vorgenommener Untersuchung viel oxalsauren Kalk, war jedoch von normaler Quantität, hohem specifischen Gewichte und klar. Eine verabreichte Mixtur von Colchicum mit Magnesia war nicht nur erfolglos, sondern führte sogar eine Verschlimmerung herbei. Erst nachdem das Colchicum ausgesetzt wurde und *Sulfas magnes.* mit *Acid. nitr. dil.* und *Tinct. hyosc* in einem *Decoct. uvae ursi* gegeben wurde, trat eine bedeutende Besserung ein, und der oxalsaure Kalk verschwand im Harne. Die Abwesenheit der Reizung der Harnorgane in diesem Falle ist der Abwesenheit der gichtischen Anlage und dem Umstande zuzuschreiben, dass die Quantität des Harns normal und derselbe klar und weniger concentrirt war. — IV. Fall. Ein Jüngling von 21 Jahren, der früher ganz gesund war, fühlte seit zwei Jahren in Folge einer Veränderung seiner Lebensweise eine nach und nach zunehmende Schwäche; es traten Verdauungsbeschwerden, Geistesschwäche, zuletzt auch Diarrhöe ein. Er klagte öfters über Bauchgrimmen und Schmerz in der Gegend des Magens und Grimmdarmes, welcher besonders kurze Zeit nach der Mahlzeit eintrat. Der Appetit war gut, doch fühlte Pat. Beschwerden beim Kauen fester Speisen wegen sparsamer Ergiessung des Speichels. Die Entleerungen waren flüssig, hefenähnlich, von dunkelbrauner Farbe. Pat. litt ferner auch an bedeutendem Husten, der schon viel früher auftrat als die Verdauungsbeschwerden. Der Harn war hochgefärbt, setzte viel harnsaures Ammoniak ab, und zeigte oxalsauren Kalk in grosser Menge. Nach einer vorausgegangenen Verkühlung nahm der Husten, Schwäche und Abmagerung zu, und der rapide Verlauf der Phthisis endigte das Leben. Nach dem Tode fand man eine ausgedehnte Ulceration in den dünnen und dicken Gedärmen; die Mesenterialdrüsen waren gross und mit käsiger Materie gefüllt; die Nieren in der Vorderseite des Rückgrates verwachsen; die Lungen tuberculös infiltrirt. Die Ulceration der Gedärme musste in diesem Falle schon lange bestanden haben; die microscopische Untersuchung der Fäces wies zahlreiche kleine Theilchen der Schleimhaut nach, bisweilen einzelne, bisweilen eine Anhäufung von Follikeln. *(London medical Gazette, March 1846.)* Meyr.

Oxalsaurer Kalk im Harne. Von Ch. Pooley. — I. Ein 46jähriger starker Mann war als Gärtner häufig dem Temperaturwechsel ausgesetzt. In den letzten zwei Jahren äusserte er Niedergeschlagenheit seines Gemüthes, litt an Anfällen grosser Schwäche, welcher starke Schweisse vorangingen, und einige Male auch an pneumonischen Zufällen. Dem Genusse des Tabaks war er sehr ergeben. Sein Harn war sauer, von blasser Bernsteinfarbe, und zeigte unter dem Microscope zahlreiche drei-, vier- und fünfeckige Crystalle von oxalsaurem Kalke, etwas Harnsäure nebst harnsaurem Ammoniak. Die Behandlung bestand in der innerlichen Anwendung von verdünnter Salpeter- und Salzsäure, einer reizlosen Diät, Waschungen und Reibungen der Haut, worauf sich der Zustand wohl besserte, der Harn sich aber wenig änderte. Später traten wieder nach starker Verkühlung Lungensymptome auf, worauf sich Pat. der hydropathischen

Behandlung unterzog, doch mit schlechtem Erfolge, indem sich Phthisis rasch entwickelte, die ihn auch aufrieb. Die Oxalate verschwanden in der letztern Zeit im Harne, und Erdphosphate traten häufiger auf. — II. Ein 35jähriger Arbeiter, seit einigen Jahren mit Amblyopie an beiden Augen behaftet, klagte über Zittern, heftige durchfahrende Schmerzen im Kopfe und längs der Wirbelsäule, Schmerzen in den Lenden, Nausea und starken Schweiss, Empfindlichkeit im Epigastrium, Verfall der Kräfte und etwas Diarrhöe. Im hochgefärbten sparsamen Harne zeigten sich Crystalle von oxalsaurem Kalk mit vielem Blasenschleim, Epithelium und doppelt harnsaurer Ammoniak. Er erhielt alterirende und eröffnende Mittel, Salpeter- und Salzsäure, mit der Tinctur von indischem Hanf nebst kleinen Gaben von Morphium. Der Zustand besserte sich, der Harn wurde reichlicher, klar, gelb und zeigte weniger Oxalate; dessen specifisches Gewicht sank von 1,028 auf 1,022. — III. Ein 38jähriger Kellner mit zahlreichen Furunkeln am Körper, dessen Allgemeinbefinden ziemlich gut war, litt öfters an Anfällen von Gicht. Sein Harn war sauer, vom specifischen Gewichte 1,023, und zeigte zahlreiche Crystalle von oxalsaurem Kalke. Die Behandlung mit Salpeter und Salzsäure bewirkte eine Verminderung, doch nicht ein gänzliches Verschwinden letzterer. — IV. Ein Mann von 42 Jahren litt seit einigen Jahren an Stockungen im Pfortadersysteme und Anfällen eines spasmodischen Asthma. Er entleerte täglich eine bedeutende Menge eines blassgelben, etwas sauren Harnes, welcher scharf begränzte Crystalle von oxalsaurem Kalke nebst gemeinem Salze, Phosphate und Harnsäure enthielt. Hier wurden Mineralsäuren in Verbindung mit Eisen verabreicht, welche den Erfolg hatten, dass die asthmatischen Anfälle seltener und minder heftig eintraten, der Allgemeinzustand sich besserte und die Oxalate im Harne gänzlich verschwanden. — V. Ein 4jähriger Knabe von blassem Aussehen, heisser und trockener Haut klagte über Kopfschmerz, Übelkeiten und Appetitlosigkeit; die Zunge war blass und schlaff, am Rücken belegt, die Stuhlentleerung blass gefärbt; der Harn wurde in grosser Menge entleert, war leicht sauer, setzte eine Menge Trippelphosphat-Prismen ab, und zeigte unter dem Microscope viele Kalkoxalate. Der Kranke wurde mit mild alterirenden und eröffnenden Mitteln, Salpeter- und Salzsäure in bittern Aufgüssen behandelt; gährende Flüssigkeiten und gezuckerte Substanzen wurden verboten. Die lästigen Symptome verschwanden bald, und der Harn zeigte viel weniger Oxalate; die Trippelphosphat-Prismen verschwanden gänzlich. — Das temporäre Auftreten der Kalkoxalate im Harne zeigt auch der folgende VI. Fall. Ein $1\frac{1}{2}$jähriges Mädchen hatte einen herpetischen Ausschlag hinter den Ohren, und befand sich dabei sehr unwohl. Der Harn zeigte zahlreiche sternförmige Phosphate und Crystalle von oxalsaurem Kalk. Auf die Behandlung mit alterirenden und eröffnenden Mitteln und den früher genannten Säuren in bitteren Aufgüssen bei Enthaltung von zucker- und amylumhältiger Nahrung verschwand das Leiden gänzlich. — VII. Bei einem Falle von Psoriasis in einem starken 17jährigen Frauenzimmer war der Harn von dunkelgelber Farbe, setzte in der Kälte viel doppelt harnsaures Ammoniak ab. Das Microscop entdeckte zahlreiche Crystalle von Kalkoxalat nebst Harnsäure. Auf die oben angegebene Behandlung war nach einer Woche der Harn blassgelb, zeigte aber noch viel Oxalate, die aber in der nächsten Woche bei fortgesetzter Behandlung verschwanden. Verf. bemerkt, dass das Auftreten von oxalsaurem Kalk im Harne auch bei guter Gesundheit beobachtet wird, wobei dann das Allgemeinbefinden wenig gestört wird; zeigt sich aber bei einem schwachen Individuum eine Neigung zu dieser Bildung, so folgen Abmagerung, Schwäche, Ängstlichkeit und andere belästigende Symptome jederzeit darauf. (*Lond. Med. Gaz. March.* 1846.) Meyr.

C. Chirurgie.

Ausgebreitetes Erkranken der Harnorgane nach einem Beckenbruche. Von Hutton. — Der Fall betraf einen 15jährigen Knaben, welcher in seinem 10. Jahre von einem Bierwagen fiel, wobei ein Fass auf ihn rollte. Es erfolgte dadurch ein Bruch des Beckens mit Harnextravasat. Der Harn wurde durch einen Einschnitt in das Perinäum entleert; in der Unterbauchgegend bildete sich ein Abscess, der durch einen Einstich 3 Zoll ober der *Spina pubis* entleert wurde. Nicht lange darauf war die Harnröhre unwegsam, und der Harn floss durch die Fistelöffnung am Perinäum. In seinem 14. Jahre wurde Pat. mit Bougien und Cathetern behandelt, und der natürliche Weg für den Harnabfluss hergestellt. Sechs Monate später trat die Krankheit wieder in dem häutigen Theil der Harnröhre auf. Die Obstruction derselben kehrte wieder, der Kranke litt am beständigen Harntröpfeln, klagte zeitweise über Schmerzen in den Lenden und der Blasengegend; der Harn setzte ein reichliches scheimiges Sediment ab; mit der Sonde entdeckte man in der Blase einen Stein. Bisweilen konnte er den Harn in einem ziemlichen Strome entleeren, eben wenn es sehr schwierig war, selbst dünne Instrumente einzuführen, während wieder zu Zeiten, wenn die Einführung der Instrumente leicht gelang, die Harnentleerung mit grosser Schwierigkeit vor sich ging. Es traten Fieberexacerbationen und Nachtschweiss ein; der Puls war sehr schnell, die Zunge trocken belegt, Schmerz im Hypogastrium, am heftigsten jedoch in der linken Lendengegend. Acht bis 10 Tage vor des Pat. Tode entstand eine fluctuirende Geschwulst im Hypogastrium; mittelst des Catheters wurde nur $\frac{1}{2}$ dr. Harn entleert, obgleich ersterer zuverlässig in die Blase drang und gegen den Stein stiess. Beim Drucke auf die Geschwulst floss Harn und eitrige Flüssigkeit aus der Urethra, worauf die Spannung verschwand. Die Section erwies folgendes: Die rechte Niere war kleiner als gewöhnlich, sie enthielt mehrere Cysten und einen Abscess im Nierenbecken. Das linke

Nierenbecken erweitert mit Eiter gefüllt, die Substanz dieser Niere wie bei der Bright'schen Degeneration. Die Uretheren verwickelt und sehr ausgedehnt. Zwischen der Harnblase und der Bauchwandung ein grosser Eitersack, in welchen eine Bougie aus der Urethra gelangte; dieser war vorne an die Schambeine und die geraden Bauchmuskeln, nach oben an das Bauchfell geheftet; die Öffnung in derselben befand sich nahe der Narbe der fistulösen Öffnung in den Bauch; er stellte wahrscheinlich ein zweites Receptaculum für den Harn dar. Die Lunge und übrigen Organe des Körpers waren gesund. (*Dublin Quarterly Journ. of med. science 1846. II*). Meyr.

Fussgeschwür mit Varices, geheilt durch Cajeputöhl. Von Hancock. — Ein Mann hatte seit 14 Jahren ein Geschwür an dem rechten Schienbein; er erhielt es zuerst in Jamaica, wo er sehr stark Rhum trank. An varicösen Venen litt er seit drei Jahren. Die Oberfläche des 2 Zoll langen und 1 Zoll breiten Geschwüres war ohne Granulation, über demselben befand sich eine bedeutende, durch varicöse Venen bedingte Anschwellung. Pat. litt an so heftigen Schmerzen, dass er mit der Ferse nicht auftreten konnte. Verf. verordnete: Cajeputöhl 24 Tropfen, 2 Drachmen Syrup und 8 Unzen destillirten Wassers, 3mal täglich eine Unze zu nehmen, das Geschwür wurde fomentirt, und der Kranke blieb im Bette. In vier Tagen verschwand die Anschwellung, das Geschwür zeigte Granulation: die Venen verengten sich; Pat. war frei von Schmerzen und entleerte eine grössere Menge Harnes. Am 15. Tage der Behandlung war das Geschwür ganz geheilt, die Venen von natürlicher Grösse, die Anschwellung ober dem Geschwüre gänzlich verschwunden. (*The Lancet 1846. Nr. 21*). Meyr.

Behandlung der Hämorrhagie nach Blutegelbissen. Von Gervis. — In einem Falle, wo Verf. wegen eines Anfalles von *Cynanche tonsillaris* bei einer jungen Frau Blutegel an die Kehle setzte, gelangte einer derselben über die äussere Jugularvene. Die Blutung aus dieser Wunde war sehr stark. Das Blut strömte aus der Stichwunde. Verf. suchte selbe mit Charpie und Heftpflaster zu verstopfen, übte auch einen Druck mit seinem Finger. Da aber diess Alles ohne Erfolg war, so tauchte er die Charpie in eine starke Alaunlösung, und legte sie auf die Stichwunde. Die Blutung war in wenigen Minuten gestillt. In einem zweiten Falle trat nach der Extraction eines Zahnes eine heftige Blutung ein, indem eine kleine Arterie getrennt war. Charpie in Terpenthingeist getaucht, stillte nicht die Blutung, auf eine Alaunsolution jedoch stand sie in zwei Minuten still. — Ein anderes Mittel, welches Verf. gegen Hämorrhagie von Blutegelbissen empfiehlt, ist der Rauchtaback (welche Sorte, in welcher Form, sagt er nicht), dieses Mittel soll selbst dann wirksam sein, wenn die gewöhnlichen andern ihren Dienst versagen. (*The Lancet 1846. Nr. 21*). Meyr.

Bisher noch nicht beschriebene Krankheit des Fusses. Von Godfrey. — Ein 30jähriger Mann, grösstentheils mit Fischfang beschäftigt, beobachtete vor drei Jahren

ein kleines hartes Knötchen am rechten Fusse, welches einige Zeit unschmerzhaft war, dann aber ein kleines rundes Gechwür bildete. Mehrere solche Knötchen entstanden nach und nach und eiterten. Pat. war sehr abgemagert, unfähig zu stehen. Fast der ganze Fuss an der Dorsal- und Plantarseite war honigscheibenähnlich, mit kleinen schmerzlosen Geschwüren besetzt, welche abgerissene Ränder und im Grunde eine weissliche, leicht adhärirende Substanz, verdicktes Zellgewebe, darboten. Das Volumen des Fusses war vergrössert. Die übrige Haut desselben behielt ihre natürliche Farbe, fühlte sich hart an, und hatte etwas erhabene Tuberkeln an ihrer Oberfläche, von denen einige zu vereitern anfingen, andere weich, etwas eingedrückt und mit feuchten Crusten bedeckt waren. Die Nägel der Zehen waren gesund. Die Geschwürbildung zeigte nach vorne den indurirten Character, ober der Mitte der Ferse aber war ein Geschwür, welches nicht indurirt erschien, und von dem sich ein Gang nach abwärts erstreckte. Da keine Aussicht auf Heilung vorhanden war, so wurde die Amputation unter dem Knie vorgenommen. Die Wunde heilte vollkommen und Pat. wurde nach neun Wochen gesund entlassen. Bei der Untersuchung des Gliedes nach der Amputation fand man die äussere Haut verdickt, und fest mit Knötchen von braungelblicher Farbe übersäet, innen erschienen erweiterte Blutgefässe. Die Tuberkeln hatten eine verschiedene Grösse, einige kleinere erstreckten sich bis und zwischen die Knochen hinein. Das Periostium fehlte an einigen Stellen, an andern war es losgerissen, weisslich und verdickt; die Sehnen der Extensoren waren theilweise zerstört, und um sie eine gelatinöse Masse abgelagert. An der Stelle der ganz zerstörten Achillessehne befand sich eine fettähnliche Gelatine. Am Fusse war keine Spur von Muskeln. Die Muskelfasern des Unterschenkels erschienen deutlich, aber verdünnt, und in ihren Zwischenräumen waren Streife von einer strohgelben Substanz; die Farbe der Muskeln war viel blässer als im gesunden Zustande; die Knochen des Fusses hatten ein wurmstichiges Aussehen, und waren mit rauhen knochigen Ablagerungen bedeckt; ähnlich, doch in minderem Grade, war das Schienbein afficirt. Das Gewicht der Knochen war sehr vermindert. — In einem 2. Falle begann bei einem Feldarbeiter von gesundem Aussehen vor drei Jahren ein kleines rundes Knötchen an de obern Fläche der grossen Zehe des linken Fusses, von vielem Schmerz begleitet; einige Monate darauf erfolgte Ulceration. Ähnliche Erhabenheiten zeigten sich an andern Stellen. Die grosse Zehe war ums Doppelte vergrössert, fühlte sich hart an, und war von Tuberkeln umgeben; die nächste kleine Zehe war auch in den Entartungsprocess gezogen, und an dem Mittelfussknochen sah man tiefe runde Geschwüre; der grösste Theil des Fusses jedoch war mit Tuberkeln bedeckt, welche Hautabschuppung mit einer geringen Depression und feuchte Crusten zeigten; die Nägel hingen fest an der Zehe. Die Behandlung dieses dem vorigen Falle ähnlichen, doch nicht so ausgedehnten Leidens war gleichfalls erfolglos, wesshalb auch hier die Am-

putation vorgenommen wurde. — Verf. erwähnt noch zweier Fälle von Tuberkelkrankheit des Fusses, in welchen die Amputation desselben mit günstigem Erfolge vorgenommen wurde. In dem einen befand sich ausser den Tuberkeln und Geschwüren noch eine Cyste vom Umfange einer kleinen Wallnuss; diese war zwischen den Mittelfussknochen der grossen und der zweiten Zehe, die zum Theile absorbirt waren, und enthielt eine melanotische Masse. Beide Kranke waren Feldarbeiter; die Krankheit dauerte bei Beiden mehrere Jahre. (*The Lancet 1846. Nr. 22*). **Meyr.**

3.

Notizen.

Nachrichten über die orientalische Pest vom Med. u. Chir. Dr. Ludwig Christoph Thirk, pract. Arzt in Brussa. Mittheilung mit Schlussbemerkungen vom Primararzt Dr. C. Sigmund.

(Fortsetzung.)

Alle östlich und südlich von Tokat gelegenen Gegenden blieben gänzlich frei, ebenso das s. ö. von Trapezunt gelegene Erzerum, und die in Verbindung stehenden Orte Tokat, Hereth, Niksar, so wie Amasia bis zur Mitte Juli. Beachtenswerth war ferner das Verhalten der Pest zwischen Samsun und Radi-Nivi, dann zwischen Trapezunt und Platana, und das Überspringen mehrerer dazwischen liegenden Ortschaften. Der stete Wechsel meines Aufenthaltes in diesem Jahre, in dem ich ausser Trapezunt, Samsun auch einige der Zwischenstädte an der Küste, Suvas, Tokat, Amasia u. s. w. bis Constantinopel besuchte, und von hier nach Adrianopel, Zara, Tirnova bis Rustschuk, und über Giurgevo nach Bukarest mich verfügte, setzt mich in den Stand, die obige Mittheilung zu machen.

Noch muss ich der wichtigen, sogenannten Endtage der Pest in einigen Gegenden gedenken.

Diese, auf Eingeborne und Fremde zauberartigen Einfluss ausübenden, sehnlichst erwarteten Tage sind für Egypten das Fest St. Jean, der 24. Juni; für Smyrna das Fest St. Rochus, der 16. August, der auch für Constantinopel, wenn auch mit einiger Zugabe, gültig ist; für Trapezunt die Tag- und Nachtgleiche des Herbstes; für Brussa das Fest Surp Agob, der 21. December.

Je strenger die Quarantaine von den furchtsamen, der reinen Contagiosität anhängenden Europäern und deren Schülern gehalten wird, um so auffallender und inconsequenter erscheint die Preisgebung dieser Idee mit dem Eintritte der bezeichneten Tage, da die Erfahrung lehrt, dass trotz dem gefeierten Feste noch einzelne Erkrankungen vorkommen, wenn auch, wie ebenfalls die Erfahrung lehrt, diese allerdings auffallend beschränkt, ja weniger gefahrbringend werden. Gleichwohl ist die Überzeugung selbst unter den furchtsamsten Einwohnern so gross, dass die bis dahin auch noch so strenge gehaltene Quarantaine mit den bezeichneten Tagen aufhört, ja sogar Kranke nicht sehr gescheut werden, Handel und Wandel, so wie die bis dahin gänzlich unterbrochene Geselligkeit wieder beginnt, und von der Pest, wie von einer überstandenen Gefahr, keine weitere Notiz genommen wird. Es entsteht nun billig die Frage: Hat der Glaube, die moralische Überzeugung der weitern Unschädlichkeit und die dadurch verdrängte, höchst schädliche Furcht, oder ein wirkliches, durch meteorologische und tellurische Einflüsse bedingtes Erlöschen der Krankheitsursache, die höchst merkwürdige Erscheinung der wirklich beendigten Epidemie zur Folge? Nach meiner subjectiven Überzeugung sind beides höchst wichtige Momente.

Hier sei mir erlaubt, auch der von den Türken religiös gehegten Meinung Erwähnung zu thun, wodurch sie sich alle für uns unbegreiflichen Erscheinungen der Pestepidemien erklären, und die, so absurd dieselbe auch durch die Personificirung von Kräften sein mag, doch einige Beachtung, und wäre es bloss zur Kenntnissnahme eines Volksglaubens, verdient.

Bekanntlich erkennen die Türken, wenigstens die von der neuen europäischen Cultur unberührten, die Contagiosität der Pest nicht an, und berufen sich im Gegensatze der Contagionisten auf unzählige, oft gemachte Erfahrungen die ihnen die Contagiosität als illusorisch darstellen, während sie diese der Syphilis, den Pocken, der Krätze, dem Aussatze, ja dem Faulfieber (Kara Chuma) nicht absprechen. Gerade die zeitweise grosse epidemische Ausbreitung der Pest, deren oft wunderbares instantanes Verschwinden, das merkwürdige Wandern derselben von Ort zu Ort, den einen befallend, den andern verlassend, verbunden mit den bei hoher Typhomanie häufigen Visionen, auf die sich selbst erkrankte Individuen sehr ernstlich berufen, namentlich aber diese Visionen bei oft relativem individuellem Wohlsein, liefern ihnen die Beweise für ihre Annahme von gemeinhin unsichtbaren Geistern, die sie mit dem Namen Dschinnen bezeichnen, und deren es eben so wie Menschen von verschiedenen Secten und Religionen, gute und böse gibt. Ihre Erschaffung noch vor jener des Menschen, so wie ihre fernern Obliegenheiten gehören nicht weiter hieher; doch besitzen dieselben das Vermögen, sichtbar zu werden. Diese nun sind es, die zu gewissen Zeiten von der Allmacht zur Strafe der Menschheit die Erlaubniss erhalten, sich

ihre Opfer zu holen, und diese sind es, die durch ihre giftigen Pfeile und Lanzen die Menschen verwunden und die oft primär schmerzende Drüsengeschwulst oder den Carbunkel erregen, auf den die Krankheit, als gegen das Gift reagirend, entsteht. Die flagranten Todesfälle sind nach ihnen jene, wo der vergiftete Pfeil das Herz getroffen, und jene, wo die Bubonen erst später entstehen, halten sie für Folgen der Verletzung anderer innerer Organe, die sich durch Ablagerung zu befreien suchen. Die feindlichen Secten der Dschinnen verfolgen sich gegenseitig ebenso wie die Menschen ihre Gegner, so, dass die türkischen Dschinnen jene der Christen und umgekehrt diese die der Türken vertilgen. Da aber die Lebenstage jedes Menschen vom Anbeginne der Welt gezählt sind, so muss auch nicht jeder getroffene unterliegen, wenngleich der strafenden Macht anheimgefallen. Das rasche Verschwinden der Krankheit an manchen Orten und Auftreten an andern entsteht durch das Wandern dieser Geister, denen übrigens eine bestimmte Zeit der Macht anberaumt ist. Das heftige Heulen der Hunde vor und während der Epidemie leiten die Türken daher, dass ihrer Meinung nach die Hunde die Dschinnen sehen und das Vorgefühl haben von dem Weh, das ihre Pfleger bedroht. Auch sollen die Hunde bei der Abnahme der Epidemie die abziehenden Dschinnen mit Geheul bis ausser die Ortschaften geleiten. (Einen merkwürdigen Fall dieser Art, wo nach dem mit Heulen erfolgten Auszug aller Hunde in einer Nacht, von derselben Stunde an kein neuer Pestfall mehr vorgekommen sein soll, erzählte man mir in Safranbolu (Theodoropolis).

So figürlich und willkürlich nun diese Erklärungsart, bei einem an Aberglauben reichen, ungebildeten Volke ist, so dürfte man darin doch eine Ahnung von unsichtbaren schädlichen Einflüssen nicht verkennen, die, wenn auch in besonderer Weise, zum Bewusstsein der, denselben ausgesetzten Völkerschaft gekommen sind.

Die im Mai 1838 ins Leben getretene Quarantaine war in ihrem Beginne ganz unthätig, oder wenigstens sehr wenig geeignet, einer wirklich ausgebrochenen oder drohenden Pest Einhalt zu thun, und die auf einander folgenden Directionen dachten wenig an die pünctliche Erfüllung ihrer Aufgabe, nämlich die genaue Reinigung der Effecten, welcher Maassregel wohl auch unübersteigliche Hindernisse sich entgegengestemmt haben würden. Demzufolge ist aber auch heute noch die ganze Türkei, namentlich in den Trödelbuden Constantinopels und aller grösseren Städte mit ihren aufgespeicherten, vielleicht noch aus der Epidemie vorfindlichen Effecten (wenn man den Sagen, dass aus verlegenen ungereinigten Stoffen nach Jahren wieder Pestepidemien hervorgegangen seien, irgend Glauben beizumessen befugt wäre) mit latentem Pestcontagium überfüllt, und es wird einst, wenn das Unglück oder die unabweisbare Consequenz der angedeuteten Verhältnisse unter denselben günstigen Umständen eine neue Epidemie zu Tage fördern wird, den Freunden der Contagion ein leichtes sein, irgend einen Rock oder Kittel als das unheilbringende Stück zu verrufen, dessen zu Tage fördern Tod und Verderben verbreiten sollte. Wie hat aber unter solchen Umständen die Pest aufhören können, da die Quarantaine erst später zu figuriren begann, also keinen Antheil an dem Verschwinden der Pest hatte? — Es wird niemanden schwer einleuchten, dass die von den reinen Contagionisten in Anspruch genommenen atmosphärischen Verhältnisse und die Disposition zur Entwicklung des Contagiums aus seinem latenten Zustande, sich doch einzig auf die Annahme eines Miasmas beziehen kann, das zwar alle zu Gebote stehenden Instrumente noch nicht sichtbar nachzuweisen vermocht haben, aber dessen positives Vorhandensein durch die sichtbaren Wirkungen nur zu deutlich erkannt werden muss.

Seit der Errichtung der Lazarethe in den türkischen Staaten, sind, so viel zu meiner Kenntniss gekommen, nur sehr wenige Erkrankungen unter den daselbst aufgenommenen Reisenden vorgekommen, unter den Exponirten ist mir kein Fall bekannt geworden; eben so in den bloss durch die Donau getrennten wallachischen, häufig besuchten Lazarethen. Anders verhält sich diess mit den Krankenwärtern in Pestspitälern, die häufig der Krankheit erliegen. Hingegen bleiben die, bloss mit dem Transport der Kranken beauftragten Diener (Mortuis genannt) fast immer verschont.

Nun noch einige specielle Betrachtungen.

Die Symptomatologie der Pest ist, so weit sich dieselbe wieder geben lässt, so oft und vollständig abgehandelt worden, dass mir in dieser Beziehung nur wenig zu sagen übrig bleibt, und leider ist es mir ebenso wenig möglich, ein für alle Fälle der beginnenden Krankheit pathognomonisches Zeichen anzuführen. Bei entwickelter Epidemie leitet schon der fast gänzliche Mangel anderer acuten Krankheiten zur Erkenntniss der Pest, während im Beginne der Pestepidemie das Uebel nur aus dem gesammten Symptomencomplexe, wie sie die eben vorhandene Epidemie bedingt, in ihrem ersten Zeitraume des Allgemeinleidens, des Fiebers, zu erkennen ist. Selbst von den besten Kennern wird die beginnende Epidemie zu Zeiten verkannt, bis der Tod oder die später auftauchenden pathognomonischen Bubonen oder Carbunkeln dieselbe constatiren. Bei höherer Epidemie sind sehr oft gleichzeitig mit dem vorstechenden Kopfschmerz, Schwindel, Ekel oder Erbrechen, die als sehr empfindlicher Stich bezeichneten Schmerzen in irgend einem Drüsencomplexe, ja sehr oft primär diese, selbst Anschwellung der Drüsen ohne Allgemeinleiden vorhanden, das sich erst später entwickelt. Sehr oft aber auch dauert das heftige Fieber mehre Stunden, ja bis zu 5—7 Tagen in allen möglichen Formen und Complicationen, bis unter einer neuen Exacerbation die gefürchteten Drüsenschmerzen und die Geschwulst

oder der noch mehr gefürchtete Carbunkel unter brennenden Schmerzen, als kleines, gelbliches Bläschen mit lividem Rande und dunkel blaulichrothem Kreise sich entwickelt. Letzterer fehlt auf der Höhe der Epidemie oder bei später Entwickelung der Pest fast nie. Gewöhnlich befindet sich dieser, wenn er mit Drüsenanschwellung vorkommt, im Bereiche derselben, so dass, wenn diese am Halse, in der Achselhöhle, der Inguinalgegend oder in derKniekehle vorkommt, dieser im Gesichte, an dem Brustkorbe, den obern Extremitäten, dem Unterleibe und der Inguinalgegend, oder den unteren Extremitäten sich vorfindet. Der häufigste Sitz des Bubo ist die Inguinalgegend, weniger die Subaxillarnoch seltner die Submaxillargegend und am seltensten die Fossa poplitea. In gewöhnlichen Fällen finden sich zwei, selten bloss einer, zuweilen jedoch 4—6, ja bis acht am selben Individuum, die Carbunkeln von einem bis drei, vier, in höchst seltenen und bösartigen Fällen jedoch auch bedeutend mehr, ja bis 10—12. Am gefährlichsten sind jene Krankheitsfälle, die gleich anfangs mit hohem Ergriffensein des Gehirns, mit starkem, galligem, nicht erleichterndem Erbrechen, tiefem Coma eintreten; hier ist seltene Genesung und rascher Verlauf von 1—3 Tagen. Oft endet die Pest binnen wenigen Tagen mit rascher Zertheilung der ausgebildeten Bubonen unter critischen Schweissen und Stuhlentleerungen, andere Male bleibt der Bubo stationär bei vollkommener Genesung, und nicht selten macht sie einen langsamen Verlauf, so dass die Vereiterung des Bubo erst in Wochen erfolgt, mit oft brandiger Zerstörung und langwieriger Convalescenz. Ein und dasselbe Individuum kann öfter, ja 6—7 und mehremal von der Pest befallen werden, ja es sind die Fälle nicht ausserordentlich selten, wo ein Individunm während einer Epidemie zweimal befallen wird, doch verläuft die zweite Krankheit gewöhnlich leichter als die erste; häufig mit Zertheilung der Bubonen. Jede höhere Epidemie zählt auch einzelne fulminante Todesfälle, doch sollen diese, nach der Versicherung der intrepidesten Seelsorger, die unzählige Fälle beobachtet haben, durch einen eigenthümlichen, dem Berauschtsein ähnlichen Gesichtsausdruck, der übrigens mit der glänzendsten Röthe oder Todtenblässe vorhanden sein, und wohl erkannt, gezeigt, aber nicht beschrieben werden kann, sich erkennen und vorhersagen lassen. Einer der Seelsorger versicherte mich, oft Leute geringen Schlages begegnet zu sein, die er, durch erwähnten Gesichtsausdruck angefeuert, zur Beichte gezogen habe, fest überzeugt, dass diesen Individuen trotz des subjectiven Wohlseins nur wenige Augenblicke Lebens innewohnten, und er habe sich nie getäuscht. Sehr heftig glänzende oder injicirte Augen, bei unstetem zitternden Blicke mit dem allgemeinen Ausdrucke von Niedergeschlagenheit oder des Rausches, sollen diesen Zustand andeuten. Nach dem in solchen Fällen apoplectisch (?) eingetretenen Tode sollen erst die Zeichen der erlittenen Krankheit sichtbar sein, und es ist der Sprachgebrauch im Volke, die Pest habe sich während des Lebens nach innen verschlagen. Diese Fälle kommen vorzugsweise bei der niedern, schwere Arbeiten verrichtenden Volksclasse während der höchsten Periode der Epidemie bei Ost- und Westwinden vor, und gelten als Vorboten des baldigen Nachlasses derselben.

Die Pest, als solche, lässt keine ihr ausnahmsweise zukommenden speciellen Nachkrankheiten zurück, doch beobachtet man zuweilen durch brandige Zerstörung der Bubonen und der Carbunkeln bedingten Substanzverlust, wodurch leicht Ectropien und sonstige Entstellungen bedingt werden, die aber keinen weitern Einfluss auf das Allgemeinbefinden äussern. In sehr seltenen Fällen bleiben Geisteskrankheiten, Sprachlosigkeit und Stottern zurück. Solche Fälle wurden namentlich nach der grossen Epidemie von 1812 beobachtet, die der Vernachlässigung der damals günstigen Öffnung der Zungenvene, also der Antiphlogose, zugeschrieben wurden. Im Allgemeinen hat die überstandene Pest keinen weitern Einfluss auf das Wohlbefinden und die Lebensdauer der befallen gewesenen Individuen, denn Tausende derselben, die in ihrem Leben mehremale die Pest überstanden, erfreuen sich einer ungetrübten Gesundheit und eines hohen Alters. Im Gegentheile scheint dieselbe von chronischen Übeln zu befreien.

Opiumgenuss, daher Thiriakis nie befallen werden sollen, Zehrfieber, Diarrhöen und Dysenterien, Blödsinn oder sonstige Geisteskrankheiten, ja offene Wunden und Fontanelle sollen vor der Pest bewahren.

Der Ausbruch der Pest nach geschehener Infection, selbst nach Angabe der strengsten Contagionisten, scheint allen Erfahrungen zufolge nach wenigen Stunden, ja momentan, sehr selten nach längerem Zwischenraume zu erfolgen. Es dürften also jene Fälle, die nach längerer, als der kaum annehmbaren höchsten Zeit von 3—7 Tagen sich entwickelt haben sollen, als unwahr oder als selbstständige betrachtet werden. Es ist auch nicht denkbar, dass ein so heftig wirkendes Gift durch längere Zeit im Organismus latent bleiben könne, ohne entweder von diesem vernichtet zu werden oder ihn zur Reaction zu zwingen. Das Pockengift, dessen Wirksamkeit wohl jenem der Pest bedeutend nachsteht, wie der Verlauf der erzeugten Krankheit beweist, braucht ebenfalls nur wenige Tage zu seiner vollen Wirkung, und unzählige Beweise, wovon ich nur an jenen Buschak's erinnere, liegen zur Bewahrheitung dieser Ansicht vor.

Jede einzelne Epidemie unterscheidet sich in ihrer Totalität durch den herrschenden Genius, dessen Character entzündlich, nervös, faulig-colliquescirend oder gastrisch biliös sein kann, wodurch eine rationelle Heilmethode, mit Rücksichtsnahme der specifischen Krankheitsgenese bei der entwickelten Krankheit von unbezweifeltem Nutzen werden muss, ja selbst dann, wenn sie bloss allgemeine Heilanzeigen befriedigt. Leider ist bis jetzt im Allgemeinen die Behandlung der Pest bloss rohen Empirikern zugefallen, da die wenigsten Ärzte Muth genug besitzen, dieselbe zu übernehmen, und der Mangel an geeigneten Spitälern in der Türkei die Cur erschwert.

Bei der mit vorherrschenden Gehirnsymptomen, unstreitig häufigsten, Form sind nach meiner und Anderer Erfahrung die gemässigten allgemeinen und topischen Blutentziehungen, ungefähr wie bei Insolation, und kalte Umschläge, nebst Calomel in durchschlagenden Dosen, so viel man auch hiegegen eifern mag, vom wesentlichsten Nutzen, worauf säuerliche Getränke, namentlich von Tamarinden folgen können, dabei Reinlichkeit und frische, kühle Luft. Specielle Erfahrungen sprechen für den unbedingten Schaden aller animalischen Kost, indem oft nach einer einfachen Fleischbrühe vor der vollkommenen Genesung Recidiven hervorgerufen werden. Hievon machen die schwarzen Fischroggen, Caviar, eine Ausnahme. Reis und Früchte sind die zweckdienlichsten Nahrungsmittel. Bei nervöser Form verdient die Verbindung des Camphers mit der gesättigten Tamarindenabkochung alle Aufmerksamkeit, eine Verbindung, die mir in den mörderischsten typhösen Epidemien des türkischen Militärs oft den ausgezeichnetsten Dienst geleistet hat. Die gastrische Complication verträgt, nach vorangegangenen nöthig erachteten topischen Blutentleerungen am After, als Revulsivum, ein Brechmittel aus Ipecacuanha sehr gut, dem die Tamarinden folgen dürfen; ganz vorzüglich aber dürften die Verbindungen des Ammoniums, wie ich weiter unten darthun werde, der Krankheit specifisch entsprechend in Anwendung gezogen werden.

Ungleich mehr lässt sich jedoch bei den ersten Symptomen der Krankheit von einer prophylactischen Behandlung erwarten, deren Wirksamkeit unzählige Erfahrungen von den Bewohnern dieser Länder, zum Theile von mir selbst gemacht, bestätigen, und wodurch die Ausbildung der eingetretenen Krankheit entweder aufgehoben, oder doch deren Verlauf günstiger wird.

Die hiezu im Lande benützten Mittel sind vor allen der Gebrauch des frisch vom Erkrankten gelassenen Urins, die äussere Anwendung einer starken Auflösung von Campher und Opium, und das Einschlagen des Kranken in in kalten Essig getauchte Wäsche mit nachfolgender starker Bedeckung. Alle diese Mittel wirken durch den copiösen, rasch erfolgenden Schweiss, durch den die Krankheit in ihrem Entstehen beseitigt wird, sehr günstig; erfolgt dieser nicht sehr bald, so macht die Pest ihren Verlauf, doch häufig günstiger als ohne diese.

Bei eintretender Entwickelung der Bubonen wird das frische Opium als dickes Pflaster auf dieselben aufgelegt, ein Mittel, das auch in andern Verhältnissen zur raschen Zertheilung oder Zeitigung von Geschwülsten aller Art in häufigem und glücklichem Gebrauche steht. Ebenso gebraucht man die Frösche bei vollkommen entwickelten Bubonen als schmerzlinderndes, zeitigendes Mittel. Auch bei andern sehr schmerzhaften Abscessen, phlegmonösen, in Eiterung übergehenden Entzündungen äusserer Theile habe ich diese mit dem ausgezeichnetsten Nutzen anwenden sehen und auch selbst mit günstigem Erfolge versucht, und lade daher zur Bestätigung dieser Erfahrung dringend ein. So oft dieselben absterben, werden frische aufgelegt. — Auf ähnliche Weise werden die schwarzen Fischroggen zur baldigen Zeitigung angewendet. Auch frischer Kuhmist mit Olivenöhl, besonders bei brandigwerdenden Bubonen. Als besonders wirksames Mittel zum Hervorrufen sinkender Bubonen, denen keine critische Erscheinungen mit Erleichterung vorangegangen, und das als sehr böses Zeichen gilt, wird der menschliche Koth als Umschlag gerühmt.

Die äussere Behandlung der Carbunkel zählt ebenfalls mehre Mittel, als frische Citronen, Brei von Plantago, Kuhmist, u. s. w. Als besonders wirksam wird von einigen türkischen Petsärzten folgender Umschlag gerühmt: Es werden fein gesiebte Eichenasche, fein geschabte Seife, von jedem circa eine Unze, und drei lebendige Fliegen mit etwas Wasser in einem steinernen Mörser zu Brei gestossen und aufgelegt!

Als das wichtigste Mittel zur glücklichen Behandlung der bösartigen Pest betrachten die berühmtesten türkischen Pestärzte die Auffindung und Vernichtung der Carbunkeln. Nach ihnen ist sie, selbst in ihren bösartigsten Formen, wenn diese sich nach aussen localisirt haben, in den ersten Stunden heilbar, und für sie sind die Bubonen bloss der Reflex der das Wesentliche der Krankheit darstellenden Anthraces, die in ihrem ersten Entstehen aufgefunden und vertilgt werden müssen. Das eben angegebene Verhältniss des Vorkommens dieser wird zum Auffinden derselben als sehr wichtig angesehen, und der Anthrax als kleines, gelbes, noch kaum sichtbares Bläschen in den entsprechenden Regionen aufgesucht und mittelst eines glühenden Nagels zu wiederhohltenmalen recht tief ausgebrannt. Ein baldiger Schweiss und das Sinken der Drüsengeschwulst sollen das Ende der Krankheit bezeichnen. Bei langwieriger Eiterung der Bubonen und Anthraxwunden geben die Pestärzte innerlich ein Gemisch aus *Mur. sodae, Sulphur., Sulph. ferri aa. scrup. uno* zwei bis dreimal täglich.

Zur Prognose. Wenn der Bubo mit Nachlass des Fiebers bald in Eiterung übergeht, oder unter critischen Erscheinungen verschwindet, ist die Prognose gut; bei Stationärbleiben desselben nach Verminderung des Fiebers, sind Recidiven zu erwarten. Das Sinken desselben während der Heftigkeit des Fiebers ist ein lethales Symptom.

Wenn der Carbunkel sich rasch begränzt, eine runde Form beibehält, lebendige Röthe in der Umgebung zeigt, mehr trocken als jauchig ist, gute Prognose; bei jauchigem, unbegränztem, zackigem schlechte Prognose, desto schlechter, je mehr sich dessen Form von jener der Rundung entfernt.

Absolut lethal ist schwarzes Erbrechen und Coma über den siebenten Tag.

Als Prophylactica gelten im Allgemeinen der mässige Genus von Anies- oder anderm aromatisirtem Branntwein; ein beständig offenes Fontanell, und hauptsächlich der Mangel an Furcht.

Als sympatethische Prophylactica, die von alchimistischen Dervischen um hohes Geld verkauft wurden, gebraucht man folgende: In der letzten Nacht vor Erneuerung des Mondes werden um Mitternacht folgende, einzeln äusserst fein gepulverte Ingredienzen gemischt, in einem gläsernen Gefässe geschmolzen, darauf in drei gleichgrosse dreieckige Formen gegossen, und eines hievon in rothes Tuch eingenäht, an rother Schnur auf der rechten Seite getragen. *Arsenic. alb., Stibii crud., Sulphuris crud. aa. dr. IX.* — Oder: eine Kröte wird über einem reinen Teller an den Füssen in den Rauch gehängt, der aus dem Munde bis zum Tode fliessende Schleim gesammelt und auf eine zwanzigfache Leinwand gestrichen, auf der rechten Brustwarze getragen. Ebenso der in den Augenwinkeln des Reh's sich verhärtende Schleim als Amulet am Halse. Dieses soll auf die Carbunkeln applicirt dem glühenden Eisen gleich wirken.

Nun noch einige Worte über meine Theorie der specifischen Wirksamkeit des Ammoniums.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Nachricht.

Herr Medicinae-Doctor Franz Czikanek, einer unserer älteren vielbeschäftigten practischen Ärzte, hat uns ddto. 2. Juli l. J. ersucht, nachstehende Berichtigung in unsere Blätter aufnehmen zu wollen:

»Doctor Czikanek in Wien erklärt hiemit, dass ein von ihm in der Gesellschaft der Ärzte Wien's gehaltener Vortrag über die Behandlung typhöser Fieber weder mit seinem Vorwissen, noch viel weniger auf seine Veranlassung in der Beilage der allgemeinen (polit.) Zeitung vom 16. Juni d. J. abgedruckt, sondern diess lediglich von Seite eines seiner vom Typhus Geheilten, der sich das Manuscript zum Durchlesen ausbat und durch Veröffentlichung desselben seinen Dank abzutragen wähnte, veranlasst worden sei.»

Wir glauben hier beifügen zu müssen, dass wir bei der uns seit einer langen Reihe von Jahren bekannten Besonnenheit und Ehrenhaftigkeit des Herrn Doctor Czikanek keinen Augenblick daran glauben konnten, das Inserat in die benannte Zeitung sei von ihm selbst ausgegangen, zumalen er auch bei seiner ausgedehnten, einträglichen Praxis und längst anerkannt gewesenen Tüchtigkeit und Gediegenheit derlei charlatanischer Mittel, wie Lobhudeleien und Lobpreisungen oder Grosssprechereien in öffentlichen Blättern, durchaus nicht bedurfte, um sich geltend zu machen, daher ähnliche Manövres füglich jenen verachtungswürdigen Fischern im Trüben überlassen konnte, deren Streben einzig dahin geht, sich um jeden Preis, auch durch die verwerflichsten Kunstgriffe, zu erhöhen, und Andere zn erniedrigen.

Die Redaction.

4.
Anzeigen medicinischer Werke.

Homöopathische Arzneibereitung und Gabengrösse. Von Dr. Georg Schmid, practischem Arzte in Wien. Wien 1846. Bei Braumüller & Seidel.

Werke, welche die Homöopathie überhaupt oder einzelne Lehren derselben abhandeln, sind der Regel nach in einem Geiste und Tone abgefasst und stehen der Tendenz dieser Zeitschrift so fern, dass sie darin füglich keinen Raum zur Besprechung finden. Als eine lobenswerthe Ausnahme von dieser Regel müssen wir die vorliegende Schrift anerkennen, welche über zwei Gegenstände der Homöopathie, die nächst der Mittelwahl als die mächtigsten derselben gelten, in einer Weise sich ausspricht, welche ein Verständniss mit der rationellen Medicin ermöglicht. Wer die Homöopathie von ihrem ersten Entstehen bis zu ihrer gegenwärtigen Gestaltung durch alle Phasen verfolgt und sich mit der Literatur derselben vertraut gemacht hat, wer überdiess aus eigener Anschauung das Wirken der homöopathischen Ärzte kennt, muss zur Überzeugung gelangt sein, dass es über keinen Gegenstand der gesammten Naturforschung so heterogene, einer Vereinigung geradezu entgegenstrebende Ansichten gibt, als unter den Anhängern der Homöopathie über Arzneibereitung und besonders über Gabengrösse. Dieser Sachverhalt ist so sehr in der Natur der Dogmen ihres Stifters begründet, dass es befremden müsste, wenn es sich nicht so verhielte. Mit der Annahme, dass die Kräfte einer Substanz mit der Verreibung und Verdünnung in gleichem Verhältnisse freier und freier, somit wirksamer werden, dass sich der Körper mehr und mehr vergeistigt, dass nach Hahnemann's Ausdruck das Gelingen einer homöopathischen Cur nur durch den Gebrauch der kleinsten Gaben, d. h. solcher, welche nicht zu klein bereitet werden können, möglich sei; ist einer unabsehbaren unbegränzten Reihe von Gabengrösse das Thor geöffnet. Consequenter Weise müsste man annehmen, dass je höher die Verdünnung, desto geistiger, mithin wirksamer das Mittel werde, eine Consequenz, welcher die Homöopathen, in der Praxis wenigstens, keine Folge geben; denn sonst müssten sie, wenn ihnen die eine Gabe zu stark erscheint, zu einer niedrigeren, nicht aber, wie sie es thun, zu einer höheren ihre Zuflucht nehmen, obwohl ihr Meister, nach der Angabe von Gross, einige Male jener Consequenz verfiel, indem er die 60. Potenzirung von

Drosera zu kräftig fand, und daher zur 30. zurückkehren musste; eben so war es mit Sulfur. Bei der Annahme eines solchen Principes darf es nicht befremden, wenn Hahnemann die 30. Verdünnung noch zu stark wirkend fand, und daher seine Kranken an das übrigens ganz geruchlose Streukügelchen riechen liess; wenn Gross die 200. Verdünnung erst recht wirksam fand und in manchen Fällen nur die 800. Verdünnung zu geben sich getraut, und wenn in der nächsten Zeit ein Anderer aufsteht, der die 10.000 oder 1000000 etc. Verdünnung oder Nr. als über die Massen wirksam anpreist. — Unser Verf. bemüht sich, zu zeigen, wie es der Homöopathie noch an festen und sichern Stützen bei Bereitung homöop. Arzneien fehle, und wie man zu richtigen und probehältigen Vorschriften und Regeln gelangen könne, um jeden Pharmaceuten und jeden Arzt in den Stand zu setzen, jedes bisher in der Homöopathie gebräuchliche Mittel und eben so auch jedes neue Mittel auf das zweckmässigste, sicherste und einfachste zu bereiten. Er glaubt sich um so mehr hiezu berufen, als er seit mehr als 10 Jahren seinen Arzneimittelvorrath sich selbst bereitet und hierauf besondere Sorgfalt verwendet hat.

Sein zweites Augenmerk ist auf die Gabenbestimmung gerichtet. Zu diesem Behufe theilt er sein eigenes Verfahren mit, und berichtet, dass er seit mehreren Jahren seine zweckmässig zubereiteten Arzneien unverdünnt, oder doch wenigstens solche Arzneien, welche noch deutlich in die Augen fallende Spuren von den Mitteln zeigen, zur Heilung der Krankheiten angewendet habe, um zu zeigen, was diese zu leisten vermögen; worauf er dieses sein Verfahren rechtfertigt, indem er darthut: 1. dass seine zur Heilung der Krankheiten seit mehr als Einem Lustrum in einer ununterbrochenen Reihe gebrauchten Gaben Heilgaben d. i. solche Gaben seien, mit welchen man die vorkommenden Krankheiten nicht nur sicher und ohne allen Nachtheil für die Kranken, sondern auch schnell und vollkommen heilen könne, und 2. dass sein Handeln mittelst dieser Gaben gleichfalls einzig auf dem Principe der Homöopathie beruhe, und mit diesem nicht im geringsten Widerspruche stehe. Um sich zu diesem Beweise Bahn zu brechen, deckte er einige wesentliche, der bisher homöop. Gabengrösse zum Grunde liegende Fehler auf, und glaubt mit dieser Arbeit einen Beitrag zur Vereinfachung des Streites der Allopathen mit Homöopathen geliefert zu haben, indem dieser sich nunmehr bloss auf die Frage beschränken muss: ob das Ähnlichkeitsprincip ein Heilprincip sei, und ob es sich als solches am Krankenbette bewähre. — Wir wollen uns begnügen, aus jeder Abhandlung das Wichtigste zu bemerken.

I. Zur Bereitung homöopathischer Arzneien. In der Vorerinnerung bemerkt der Verfasser, dass er mit den in Gruner's homöop. Pharmacopöe niedergelegten Ansichten im Allgemeinen einverstanden sei, dass aber die Schwierigkeiten, welche das für die Bereitung homöop. Arzneien nöthige technische

Verfahren mit sich bringt, dort zu hoch angeschlagen werden, indem er keinen Arzt gefunden, der das bei ihm gesehene Verfahren nicht gleich begriffen hätte und auszuführen im Stande gewesen wäre. Nach ihm unterliegt es der grössten Schwierigkeit, von den Mitteln entweder die beste und concentrirte Stammtinctur, die beste und vollkommenste Solution, oder die vollkommenste Verreibung zu erhalten.

Diese 3 Bereitungsformen: die Solution, die Tinctur und die Verreibung werden in den folgenden Blättern gründlich durchgenommen, wobei wir dem Verf. nicht durchaus folgen können, um nicht zu weitläufig zu werden, und uns nur auf einige Bemerkungen beschränken müssen. — Was diesen 3 Bereitungsformen gemeinsam ist, wird in einem allgemeinen Theile, was jeder besonders zukommt, in einem speciellen Theile verhandelt. In jenem werden die wesentlichen Bedingungen für die Bereitung der homöop. Arzneien, die Auflösung mit ihren Arten, die Auflösungsmittel: Wasser, Milchzucker, Weingeist näher betrachtet. Das Wasser, welches zur Bereitung der homöop. Arzneien verwendet wird, soll rein sein, wozu sich am besten das destillirte eignet. Will man aber Wasser, so heisst es S. 18, als Excipiens für die Dispensation der schon bereiteten Mittel verwenden, so ist wohl selten destillirtes Wasser zu diesem Zwecke wesentlich erforderlich. Dieses beweiset auch die Erfahrung, da man, selbst wenn man die höchsten Verdünnungen in Wasser an Kranke dispensiren will, meist nur gewöhnliches Wasser wählt, und dagegen bisher noch keine wesentliche Einrede erhoben hat. — Wir gestehen, dass uns dieses von den Homöopathen geübte Verfahren im grellsten Widerspruche mit ihren anderweitigen auf die Spitze gestellten Anforderungen zu stehen scheint. Sollte das durch die Verdünnung potencirte, nach Hahnemann's und des Verf.'s Ausdruck verklärte Mittel, das selbst durch jede riechende Substanz in seiner Nähe um den Heiligenschein gebracht wird, durch den Brunnengeist in unserem Brunnenwasser und die vielen darin aufgelösten Salze und anderweitigen Stoffe in seiner Vergeisterung gar nicht beeinträchtiget werden? — Die Anforderungen, welche der Verf. an den Weingeist bezüglich seiner Reinheit und seines Stärkegrades macht, verdienen alle Berücksichtigung.

Im speciellen Theile werden die Tincturen, Solutionen und Verreibungen insbesonders abgehandelt. Bei den Tincturen wird mit Recht als *canditio sine qua non* gefordert, dass die Mittel, welche sich dafür eignen, wenn auch nicht ihre sämmtlichen, doch wenigstens Einen Theil davon an den Weingeist abgeben müssen, und es wird daher der Vorschlag Rummel's, aus Kohle, Kieselerde etc. Tincturen zu bereiten, verworfen. Von den Stamm- und Urtincturen wird verlangt, dass sie die arzneilichen Bestandtheile, so viele der Weingeist von jedem Mittel aufnehmen und behalten kann, vollständig und im concentrirten Zustande enthalten. Um dieser Anforderung zu entsprechen, muss der Weingeist nach Verschiedenheit der Mittel in ver-

schiedener Stärke gewählt werden, worauf man bisher zu wenig Rücksicht genommen und daher Stammtincturen von ungleicher Stärke erhalten hat, und überdiess soll ein Überschuss vom Mittel genommen werden. Hierauf gibt der Verf. das technische Verfahren sowohl mit frischen als mit trockenen Substanzen genau an, wie er es zu üben pflegt.

Bei den Solutionen nimmt der Verf. ebenfalls besondere Rücksicht auf die Quantität und Qualität des Weingeistes, und bereitet nach Massgabe der Intensität der Wirkung des Mittels, und nach dem Erfordernisse des Heilzweckes bald eine concentrirte Lösung, wie beim Campher, Phosphor (wobei er sein eigenes Verfahren angibt), bald eine minder gesättigte.

Länger verweilt der Verfasser bei der Verreibung, und weist durch Versuche nach, dass Hahnemann's Annahme: „Arzneikörper, welche im rohen Zustand in Wasser und Weingeist unlöslich sind, verändern durch Verreibung mit Milchzucker ihr physisch-chemisches Verhalten dergestalt, dass sie gänzlich sowohl im Wasser als im Weingeiste auflöslich werden," dem Begriffe der Auflösung nicht entspricht; dass das Verfahren bei der Verreibung, wie es Hahnemann als ein Gesetz vorgeschrieben hat, für alle Fälle keineswegs stichhältig ist, und gar vielen Modificationen unterworfen werden muss. Um den Zweck und Nutzen der Verreibung zu ermitteln, gibt er die Veränderung an, welche die Arzneikörper dadurch erleiden, und welche bei einigen chemischer Art, bei allen aber physischer Art sind, indem die Arzneien eine grössere Ausdehnung und Oberfläche gewinnen, somit mehr Berührungspuncte dem Organismus darbieten und daher, wenn auch ihr Kraftvermögen an sich keine absolute Vermehrung, vielmehr mit der Massenabnahme eine Abnahme erfährt, die Kraftäusserung derselben in der Einwirkung auf den thierischen Organismus doch gesteigert wird. Bis zu welcher Verdünnung sich diese Steigerung der Kraftäusserung erstrecke, erfahren wir nicht. Hier gelangt der Verf. an die Klippe, welche er nicht umgehen zu dürfen meinte, an der sein sonst heller, vorurtheilsfreier Sinn scheitert; an die Potenzier-Theorie. Er nimmt als eine durch unzählige Thatsachen befestigte Erfahrung an, dass selbst solche Arzneiverdünnungen, in denen weder der Physiker noch der Chemiker etwas Stoffliches nachweisen kann, auffallende, ja öfters staunenswerthe Heilwirkungen in Krankheiten an den Tag legen; und hält Hahnemann's Erklärung dieser Thatsache, dass sich die Arzneien in dieser hohen Verdünnung gleichsam im verklärten Zustande befänden, für einen genialen Fund, dem er seinen vollen Beifall zollt. Ohne uns in eine Widerlegung dieser Verklärungstheorie einzulassen, und die Nichtigkeit der Vergleichung mit dem thierischen Magnetismus oder den Imponderabilien überhaupt, welche man bei dieser Gelegenheit gewöhnlich zu Markte bringt, darzuthun, fragen wir nur unseren Verfasser, warum er bei dieser Ansicht seine Stammtincturen im unverdünnten Zustande, überhaupt alle seine Arzneien in einer Dosis gibt, welche jeder rationelle Arzt nur billigen kann! Glaubte er, sich nicht darauf verlassen zu können, dass der Zauber jedesmal gelingen werde, oder fürchtete er, nicht jedesmal die Verdünnung, in welcher die eigentliche Verklärung zu finden, zu treffen? Ohne diese Annahme bleibt es unerklärlich, warum er die von Homöopathen gewöhnlich gebrauchte Verdünnung, die er im Anfange seiner Praxis selbst angewendet, verlassen habe.

In einem Anhange werden recht treffende Bemerkungen mitgetheilt in Betreff jener Mittel, welche, auf zwei Weisen bereitet, ihre eigenthümliche Wirksamkeit an den Tag legen.

(Schluss folgt.)

Medicinische Bibliographie vom Jahre 1846.

Die hier angeführten Schriften sind bei Braumüller und Seidel (Sparcassegebäude) vorräthig oder können durch dieselben baldigst bezogen werden.

A Mm. les Docteurs *en médecine. A mes confrères les chirurgiens-dentistes reçus, et au public intéressé particulièrement dans la question. In 8. d'une demi-feuille. Imp. de Lacour, à Paris.*

Annalen der Staats Arzneikunde. Unter Mitwirkung der in- u. ausländ. Mitglieder des Vereins Badischer Medicinalbeamter zur Förderung der Staats-Arzneikunde, herausg. von Schneider, Schürmayer und Hergt. 11. Jahrg. (1846) in 4 Heften. gr. 8. (1. Heft 190 S.) Freiburg im Br., *Wagner*'sche Buchh. 5 fl. 20 kr.

Correspondenz-Blatt, medicinisches, bairischer Ärzte. Redact. Dr. Eichhorn. 7. Jahrg. (1846) in 52 Nrn. (à 1 Bog.) gr. 8. Erlangen, *F. Enke*. 5 fl.

Dictionnaire *de médecine, ou Répertoire général des sciences médicales, considérées sous les rapports théorique et pratique; par MM. Adelon, Béchard, Bérard etc. Tome XXX (et dernier. ULC—WIS). In 8. de 64 feuilles 1/2 Imp. de Rignoux, à Paris. — À Paris, chez Labé. Prix, pour les souscripteurs 6 fr.*

Gedruckt bei J. P. Sollinger.